

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 21. Mai 1895.

Verleger: Berlin, G. Reichenhagenstr. 8.

Anzeige-Gebühren: Die in dieser Zeitung... (Details regarding advertising rates and conditions)

Telegramme.

Berlin, 21. Mai. Der Senatorenkonvent des Reichstages beschloß, daß nur noch die Gesetzentwürfe über die Zuckersteuer, Branntweinsteuer, den Nachtragsetz und einige Bauprüfungen erledigt werden sollen... (Continuation of telegram news)

Zeitfaden für die Konferenzprojekte vorliegen könnten. Das ist natürlich unklar. Wiederholt ist dieses Programm entwickelt worden. Im Herrenhaufe äußerte Herr Graf von Mirbach darüber: Zunächst muß eine gemeinsame Operationsbasis zwischen Frankreich und Deutschland gefunden werden... (Continuation of telegram news)

plagen, wie man von „Herrenhaufe“ aus dem jetzigen Reichstagswahlrecht in den Rücken fallen könnte. Bis zu einem bestimmten Anknüpfungspunkt sind sie indes vorerst noch nicht gelangt... (Continuation of telegram news)

Die internationale Währungs Konferenz.

„Keine Frage ist internationaler, als die der Währung. Es kann sich kein Land, und wenn es wirtschaftlich noch so stark ist, von den Währungen der Mächte anderer Länder abheben... (Main article text)

Deutsches Reich.

\* Kaiser Wilhelm verweilt zur Zeit noch in Potsdam und sind Bestimmungen über die Rückkehr des Monarchen von dort noch nicht getroffen. \* Der „Reichsanzeiger“ schreibt: „In der Presse ist in letzter Zeit wiederholt der Gedanke zum Ausdruck gekommen, daß bei der Beratung des Reichstages über den § 112 der gegenwärtigen Reichsverfassung... (Main article text)

Österreich-Ungarn.

Die Erörterungen der Ungarischen Presse über den Rücktritt des Grafen Kalnoky fördern allmählich ein Material zu Tage, welches vollständig genügt, um das ermüdete Volk über die eigentlichen Motive der den beiden Strömungen zu verbreiten. Während man bisher in Wien betreibt geglaubt war, die Abendungen, Kalnoky sei zurückgetreten, weil die beständigen Verleumdungen der Ungarischen Regierung, sich in die Geschäfte der auswärtigen Politik einzumischen, eine Stellung schließlich unhaltbar gemacht hätten... (Main article text)









## Der Lüge Saat.

[Nachdruck verboten.]  
 Roman von C. von Wald-Bedtwig.

Melitta erröthete tief unter Sternfeld's Blick.  
 „Wie hübsch, daß Sie kommen, Herr Major, Herr Dönstrut wartet auf Dich, Otto.“  
 „Wartet er wirklich auf ihn?“ fragte Luze vorwurfsvoll, doch sanft, als sich der Prediger etwas entfernt hatte, um Axel zu begrüßen.  
 „Warum zweifeln Sie daran?“ war ihre unsichere Antwort.  
 „Weil er wußte, daß Ihr Gatte nicht zu Hause war.“  
 „Sie wollen mich kränken, das ist nicht hübsch von Ihnen,“ entgegnete Frau Malten, wie mit Blut übergossen.  
 „Gedenken Sie des Versprechens der offenen Freundschaft,“ gab Sternfeld zurück, und nun schritten Beide zu Malten und Dönstrut, welche sich eingehend in ein Gespräch über die Rosenkultur vertieft hatten, was dem Letzteren fast noch interessanter erschien, als dem Ersteren.

In diesem Augenblicke wurde ein Brief von Frau von Sternfeld an den Geistlichen abgegeben, in welchem sie denselben um eine ungehörte Unterredung bat. Alle erkannten Abdas Handschrift, und unbefangen bat Malten den Major, seiner Frau gütigst zu bestellen, daß er sich morgen, in der Mittagsstunde einfinden würde. So unschuldig der ganze Vorgang war, so erregte er in Luze und Melitta eigenthümliche Gedanken.

„Es wird kühl, ich glaube, wir gehen ins Zimmer,“ sagte Melitta schnell. Ihre Aufforderung hatte jedoch nur den Erfolg, daß die drei Herren sich verabschiedeten.

Melitta allein trat in das Haus, aber die Wände schienen ihr zu eng, die Luft erdrückend, sie hielt es hier nicht aus, band ein Tuch um und eilte wieder in den Garten.

Ihr Inneres befand sich in einer eigenthümlichen Erregung. „Glücklich, glücklich!“ stieß sie kurz hervor. Axel Dönstrut hatte ihr bis ins Herz geschaut. Nein, sie war es nicht. Wie sollte sie es auch sein? Hatte Liebe, wahre Liebe sie dazu gedrängt, vor Jahren ihrem Gatten die Hand zu reichen? Nein, nur freundliche Zuneigung, verstärkt durch die Hoffnung, daß die Liebe, welche ja über Alles gehen sollte, die zu dem Schwersten befähigte, sich schon einstellen würde.

Aber sie war nicht gekommen. Unter den Kleinlichkeiten der Alltäglichkeit hatte sich sogar die Zuneigung abgeschwächt und jetzt nun gar, wo das Herz ihres Gatten sich seiner ersten Liebe, Abda Sternfeld, wieder zuwenden schien.

„War sie darüber unglücklich?“ — „Bin ich es, oder bin ich es nicht?“ Das Nein, welches sich auf ihre Lippen drängte, gewaltsam unterdrückend, setzte sie erregt den Gang durch den Garten fort.

Wie schön war es hier. — Wie friedlich lag das stille, mit Epheu umrankte Pfarrhaus da. — Oben am Fenster erschienen die blonden Köpfe ihrer Kinder, die ihrer Mutter Kuschhändchen hinunter warfen. — Man sah es ihren Gesichtern an, daß sie sich noch weit lieber im Freien getummelt hätten, statt sich dem Zwange, in der Stube zu bleiben, zu fügen.

Melitta nickte wieder, warf Kuschhände. War denn das kein Glück? —

Sie stand an dem Hyacinthenbeet. Beim Scheidegruß der Sonne strömten die farbenprächtigen Glocken doppelt berauschende Düfte aus. — Hier hatte sie mit Axel gekniet, hier versuchte er, ihre Hände zu erfassen. Und sie hatte ihn nicht zurückgewiesen.

Wie von Furien gepfeift, flog sie von dannen, doch noch einmal kehrte sie zurück, die Blumen, deren Aroma diesen Mann so verwegen machte, die Zeugen waren, daß sie ihre Frauen-, ihre Mutterwürde nicht zu wahren verstand, durften das Licht der Sonne länger nicht erblicken. Zertreten sollte sie ihr Fuß. Aber die Blumen in ihrer strahlenden Schönheit sahen sie so lebend an und Melitta vermochte sie nicht zu tödten.

„Ich will ja auch leben,“ flüsterte sie. Wie wechselvoll er-

schien ihr doch das Dasein! Bald dünkte es ihr öde und niederdrückend, so daß sie ihm am liebsten hätte entfliehen mögen und dann verschönten es wieder so verführerische Reize.

Nun goß sie die Blumen, nun band sie die rothe Hyacinthe, die glühendste von Allen, welche sich in der Fülle ihrer eigenen Schwere zur Erde neigte und fast zu brechen drohte, sorglich an ein Stäbchen. Auch der weißen dort, der lichtblauen ließ sie ihre Hilfe angebeihen.

Sie hätte Alles, was auf Erden lebte, mit ihrer Liebe überschütten mögen. Das war so schön und dennoch lag etwas darin, so schneidend kühl wie die Luft, welche eben vom Waldbirge her, von dessen höchsten Spitzen der Schnee noch nicht gewichen war, durch den warmen Frühlingsabend zog. In ihr war Alles ungeordnet, ein jäher Zwiespalt ging durch ihr Sein.

Axel hatte sich vor dem Pfarrhaus mit kurzem Gruß von den beiden Herren in übelster Laune, weil sie sein Zusammensein mit Melitta störten, getrennt, während Malten den Major noch bis zu der Kaserne begleitete.

Aber auch Sternfeld war verstimmt. Was hatte Abda nur immer allein mit dem Prediger zu verhandeln? Bei dem Verhältniß, in welchem sie früher zu einander gestanden hatten, lag eine große Gefahr in dieser Art des Verkehrs.

Sollte er überhaupt den Umgang mit Malten abbrechen? Nein, das gäbe nur zu unliebsamen Gerede Veranlassung und verstärkte das Uebel vielleicht erst recht; dann wäre es ihm auch unmöglich geworden, mit Melitta, für die er nun einmal eine tiefe, sorgende Freundschaft empfand, zu verkehren und ihre Beziehungen zu Axel zu überwachen.

„Und das wird nöthig sein — heute wieder das Zusammensein mit ihm“, sagte er leise. „Sie ist zu unerfahren, zu eitel, und es wäre schade, wenn sie in gewissenlose Hände käme, die sie zu Falle brächten“, dachte Luze, mit dem leisen Vorwurf, daß er selbst nicht zum geringsten Theile dazu beigetragen hatte, ihre Eitelkeit, wenn auch nicht zu erwecken, so doch zu bestärken.

Nun lag ihm auch die Verpflichtung ob, dafür zu sorgen, daß nicht wirkliches Unheil daraus entstand. Der Major wurde durch die Offiziere seines Bataillons, welche er um diese Zeit hierher bestellt hatte, in seinen Grübeleien unterbrochen.

Sternfeld wollte mit den Herren eine dienstliche Angelegenheit besprechen, in welche einige der jüngeren Offiziere, unter ihnen vorzugsweise Lieutenant Riemann, sich nicht so taktvoll benommen hatten, wie man es von ihnen erwarten mußte.

Er that es in liebenswürdiger, kameradschaftlicher Weise, dabei stets die vornehme Form bewahrend.

„Ihnen, Herr Lieutenant Riemann, kann ich jedoch nicht verhehlen“, schloß er seine Rede, daß ich von Ihnen, als dem Aeltesten erwarten mußte, daß Sie Ihre jüngeren Kameraden auf das ewig glückliche ihrer Handlung aufmerksam machten, statt sich ihnen anzuschließen. Ich muß darin einen Mangel an Auffassung ihrer Eigenschaft als älterer Kamerad erblicken und hoffe zuversichtlich, daß meine Warnung für die Zukunft genügen wird. Sie die Ihnen obliegenden Pflichten nicht wieder vergessen zu lassen. So, meine Herren, die Sache wär hiermit erledigt, ich bitte Sie, dieselbe zu vergessen, wie ich es gleichfalls thun werde. Ich danke Ihnen, meine Herren.“

Die Offiziere grüßten und gingen, mit den Ansichten ihres Bataillonskommandeurs vollständig einverstanden, auseinander. Lieutenant Riemann allein theilte diese Auffassung nicht. Wuthschraubend, in entstellter Weise erzählte er die Sache seiner Frau. Von ihr aufgehetzt, ließ er am nächsten Tage durch den ältesten Hauptmann Herrn von Sternfeld Mittheilung machen, daß er sich über die erhaltene Zurechtweisung beleidigt fühle. Frau Riemann besonders war es, welche die Schale ihres Hornes über Luze ergoß und es nicht unterlassen konnte, gehäßige Gerüchte

über ihn und seine Frau durch die Stadt zu tragen, welche, wie alle böartigen Gerichte — williges Ohr fanden.

Als sich Malten von dem Major getrennt hatte, machte er einen Krankenbesuch in der Stadt, erlebte noch einige andere Angelegenheiten und beschloß, da er schneller fertig geworden, als er anfangs glaubte, gleich heute Frau von Sternfeld den gewünschten Besuch zu machen.

Abda hatte in tiefer Niedergeschlagenheit die Tage verbracht ihr ganzes traurige eheliche Verhältnis nagte an ihrem Herzen. Auf der Fahrt über die Apenninen und bei ihrem späteren Aufenthalt in Florenz hatte sie den Vorsatz gefaßt, aus ihren reichen Mitteln für die Bedürftigen in umfassender Weise zu sorgen.

Sie wollte sich deshalb mit Malten in Verbindung setzen, hatte es aber — jetzt empfand sie es als bitteren Vorwurf — unterlassen, weil sie mit Luze bekannt wurde und eine gewisse Scheu sie abhielt, gerade in diesem Augenblicke die Dienste Ottos in Anspruch zu nehmen. Außerdem sagte sie sich, daß sie, wenn sich wirklich die Hoffnungen ihres Herzens erfüllten, nicht mehr das Recht hätte, frei über ihr Vermögen zu verfügen, weil sie gewissermaßen dadurch ihren zukünftigen Gatten beeinträchtigte. Später, während Luzes Krankheit, hatte sie streng genommen, von dem Gefühle getrieben, durch eine Gutthat die Erfüllung ihrer Wünsche dem Himmel abzurufen, Arzel von seinen Schulden befreit.

„Und Alles ist zum Unglück ausgeschlagen“, klagte sie leise. „Meine Ehe — oh — dieses Glück ist dahin — und auch Arzel gereichte meine Liebe nur zum Schaden — die Wahrheit fehlte bei Allem, was ich that, und durch Lüge ist kein Glück zu erreichen.“

„Herzlich willkommen, lieber Freund“, rief sie, als der Pfarrer unerwartet kam, „mich verlangte sehr nach Ihnen.“ Sie streckte ihm beide Hände entgegen und deutete auf den Sessel neben dem ihrigen.

„Bedürfen Sie meines Trostes, gnädige Frau?“

### Wasser.

(Eine Skizze aus dem holländischen Feldzuge auf Sumbol.)

Lautlose Stille.

Auf die Ebene hernieder stammt die Mittagsgluth der indischen Sonne und die erhigte Luft macht die dorrenden langen Grasbüschel wie im Fieberdurst zittern.

Das zerflossene Antlig gen Himmel gefehrt, die zerfetzte Uniform mit geronnenem Blut übergoßen, die Fäuste noch vom letzten Todeskampf krampfhaft in das Erdreich gekrallt, liegt die Leiche eines aus jener bunt zusammengewürfelten Schaar Söldlingen, mit denen Holland seine Besitztheile in Indien gegen die kriegerischen eingeborenen Volksstämme vertheidigt.

Es ist nicht der einzige Todte. In seiner unmittelbaren Nähe schläft noch Mancher den ewigen Schlaf. Doch neben ihnen zieht sich die lange Reihe der Lebenden hin, welche gegen den verborgenen Feind anschleichen. Sie liegen in stüchtiger Raht hingestreckt, wie die äußerste Erdschöpfung sie hinwarf, der sie doch nicht Herr werden können in dieser engen Gemeinschaft mit der brennenden Sonne und den für immer Verstummenen.

Von den drei Vordersten, Alle in fast gleich zerlumpten Zustände, unterhalten sich in halb leisem Gespräch über den Dritten, der ihr Nachbar ist; eine feine schlante Gestalt, dem selbst in dieser Tracht noch etwas von dem ehemaligen Offizier inne wohnt, der den Rock seines Königs nicht ganz so freiwillig mit den armseligen Lappen der holländischen Colonialarmee vertauscht hat, wie die zwei braunen harten Gesellen, die seine Kameraden sind.

Aus Passion ist der auch nicht hierhergekommen. Nein, wahrlich nicht! Doch es giebt im heimischen Deutschland so viele Thore, welche auf die Straße der Verzweigung hinausführen. Mancher ist unter ihnen hinweggeschritten, meinent, Edelmut und Güte seien denselben Weg gegangen. Draußen aber weht Weltluft, nicht verstaubt durch die Straßen und Plätze der Stadt und nicht verpumpt vom Athem der Menschen, sondern frei, göttlich, verwandt mit dem Himmel in den sie verschwebt, hier wie dort erlösend.

Dem jungen zusammengefunkenen Menschen dort mit den verzehrenden Zügen und dem versehten Leben, hatte sie auch erlösen sollen.

„Wasser!“ stöhnte er, mit brennenden Lippen und streckte den Arm aus in der Richtung, wo seine Landsleute lagen. Der Eine hob nachlässig den Kopf.

„Wasser?“ lachte er heiser, „hat sich was, Wasser! Da, sauf“

Abda wandte sich ab, er sollte nicht bemerken, wie niedergeschlagen sie war, welche Kummerniß sich in ihren Zügen spiegelte. Aber er hatte es ja schon gesehen — woher sonst seine Frage? und deshalb wandte sie ihm das Gesicht wieder zu.

„Ihres Rathes wenigstens, ich hätte ihn schon lange von Ihnen erbitten sollen, doch kein Vergeben ist ja bekanntlich so groß, daß es nicht wieder gut zu machen ginge.“

Was bewegte Abda? Sie sprach so feierlich, ihre ganze Erscheinung war wie mit Behmuth übergoßen, und Behmuth zitterte durch jeden Ton.

Frau von Sternfeld setzte dem Geistlichen jetzt ihre Pläne, hier in der Stadt oder wenn er es für besser hielt, an einem andern Orte, ein Heim für arme Kinder oder ein Krankenhaus zu errichten, auseinander.

Malten hörte schweigend zu; die fromme, stille Ergebenheit, ein gewisses Bangen, welches die Rede Abda's, ihr selbst vielleicht unbewußt, durchreht hatte, berührte ihn schmerzlich und ließ erkennen, daß dieser Entschluß aus einer wunden Seele stammte.

„Und welche Gründe bewegen Sie denn dazu, gnädige Frau?“

„Ich möchte ein gutes Werk thun, sagte Abda leise.“

„Ist es die Mildthätigkeit allein, welche Sie dazu veranlaßt?“

Abda blieb die Antwort schuldig und Malten sah, wie ihr die Thränen aufsteigen.

„Wollen Sie dem Seelsorger nicht Ihr ganzes Herz ausschütten?“ fragte er sanft.

Abda richtete den Blick nach oben und schüttelte den Kopf ein wenig. „Jetzt nicht — ein anderes Mal vielleicht. Nehmen Sie dieses, lesen Sie es durch, dann sprechen wir weiter darüber.“

(Fortsetzung folgt.)

Branntwein. Es sind, glaub' ich, noch ein paar Tropfen in der Flasche. Man soll nicht sagen, daß ich einen Kameraden verdursten lasse, wenn auch Deinesgleichen . . .

Das Uebrige brummte er mürrisch in sich hinein.

Der Andere griff gierig nach dem dargebotenen Gefäß und schüttete die ganze Menge des ekel, lauwarmen Trankes auf einmal in hinein. Wenn es nicht erquickte, so stärkte es doch sich und half, die bleierne Mattigkeit für den Augenblick besiegen.

„Ich danke Dir, Kamerad!“ und hinzu setzte er, während sein grober Gefährte kopfschüttelnd die Finger des Dankenden betrachtete: „Wenn man jetzt ein Stückchen Brod hätte!“

„Gast auch das nicht mehr im Sack?“ sagte der Zweite mit gutmüthigem Spotte. „Ja, so 'n feiner Herr und Haushalter! Hat's Dich auch aus der Heimath gesagt, das Glück, das die Anderen haben, während unsereins gleich ein Schubbiak heißt? Freilich, Du!“

Es sprach ein gewisses Nichtverstehen der Lage des Anderen aus diesem „Freilich, Du!“ und — unfreiwillig wohl — eine Ahterklärung, schärfer, ach! millionenmal verdammender als die, welche ihn einst in die Welt hinaus getrieben . . .

Noch eine Weile lagen sie so, er mit sich ringend, ob er ihnen sein Schicksal erzählen sollte; sie wie im Warten darauf. Dann kam das Kommando zum Aufbruch.

Am Ostrande der glühenden Savanne bewegen sich die Grasbüschel, als gleite etwas Lebendes behutsam zwischen hin. Einen Augenblick taucht ein dunkles Gesicht mit glühenden, rachedürstigen Augen über den Halmen empor. Dann gleitet der Körper des balinesischen Spähers wie der Blitz wieder zurück, wo ein gurgelnder Strom die Ebene durchschneidet, während drüben, an andern Ufer, ein Wald sich dehnt; die Wasser rauschen auf und ein hochgeschwungener Büchsenlauf blinkt in der funkelnden Sonne, deren Strahlen im Wasser sich brechen, — eine kurze Minute, dann ist Alles wie ein gleißender, tiefender Schatten drüben im Urwald Dickicht verschwunden. Nur schimmernde Tropfen aus dem silbernen Schwarm dort unten fallen wie Perlen von Blatt zu Blatt . . .

Langsam, platt auf der Erde, kriechen sie heran, als Deckung vor dem spähenden Feinde nur das manneshohe Ried.

Weiter hinten liegt das Gros des Zuges. Die drei Vordersten sind ausgesandt, den Feind zu rekonoszieren.

Keiner hat ein Wort gesprochen seit dem Aufbruch. Sie wissen Alle, daß hinter jedem unvorsichtigen Laut der Tod

lauer.  
Nu  
Si  
Halmen  
sieht er  
schläuft  
Ad  
De  
treten i  
eiserne  
ihn zur  
schlägt  
Gras z  
„W  
Wenn i  
still. I  
wie gur  
des Ver  
„W  
„W  
Ich we  
Wald!“  
„E  
mehr.“  
Büchse  
„E  
wenn J  
das W  
Da  
das sic  
den Bol  
An  
und da  
schweige  
Ton vo  
friedlich  
für sich  
lockert  
er min  
lautlos  
Ad  
geschme  
dieses  
sich hin  
Stachen  
Kamera  
„S  
wenn e  
selbst  
Er  
hebt sic  
Da  
... un  
in das  
Rei  
ohr mit  
doch den  
vollen,  
Persönl  
kenner  
willigste  
für den  
ihn hum  
aber sie  
hut unv  
W  
über die  
Die Hüt  
so vollst  
ihnen ein  
Ber b l  
als Gyp

lauert. Und die Gefahr übt eine so eiserne Disziplin . . .

Nur der Fluß singt im Vorübergleiten sein ewiges Lied.

Sie machen Halt und erheben sich sacht ein wenig aus den Halmen. Rings bleibt Alles still.

„Die Hunde sind weitergezogen,“ brummt der Eine, dann sieht er den Wald am jenseitigen Ufer und ein ganz leiser Pfiff schlüpft zwischen seinen Zähnen hindurch.

„Ach, da ist Wasser!“

Der Andere taumelt; auch er hat es bemerkt, die Augen treten ihm fast aus den Höhlen, er will vorwärts stürzen. Die eiserne Faust des Großen hat ihn rechtzeitig ergriffen und hält ihn zurück. Sie hat leichtes Spiel, denn wie vom Blitz gefällt, schlägt der tödtlich Erhöpft, Durstgefolterte in das schirmende Gras zurück.

„Wasser!“ flüstern seine brennende Lippen. Armer Teufel! Wenn man ihm helfen könnte! Wieder bleibt es minutenlang still. Nur das lockende Plätschern des unsernen Stromes tönt wie gurgelndes Lachen herauf und vermischt sich mit dem Köcheln des Verschmachtenden . . .

„Ich will es versuchen.“

„Was?“

„Zum Ufer hinabzukommen.“

„Willst Du Dein Leben riskiren um einen Trunk Wasser? Ich wette meine Monatslöhnung, die Schufte stecken drüben im Wald!“

„Sie werden mich nicht gleich fressen. Bin ja kein Kind mehr,“ brummt der Grobe zurück. Und den Schaft seiner Büchse fester fassend, begann er vorwärts zu kriechen.

„Streich mit Curen Eisen heraus, daß ich gedeckt bin. Und wenn Ihr etwas Verdächtiges seht, knallt drauf los. Ich hole das Wasser.“

Dann schlugen die Halme über ihm zusammen, und nur das sich langsam entfernende Geräusch, mit dem er sich über den Boden hinschob, blieb hörbar. Dann verstummte auch das.

Am Strom aber hogen sich die Grasbüschel auseinander und das Antlitz des Soldaten spähte vorsichtig hinüber in den schweigenden taglosen Wald. Wieder kommt der kurze pfeifende Ton von seinen Lippen; diesmal aber ist es ein Laut des Befriedigtheits. Er hält sich nach der letzten sorgfältigen Umschau für sicher. Ein Stück Erde hat sich unter seinen Händen gelockert und plumpst vor ihm in den Fluß. Noch einmal horcht er minutenlang nach drüben hinüber — dann schiebt er sich lautlos weiter vor und klimmt das Ufer hinab . . .

„Ach, das ist Wasser! So hat ihm nie ein Trunk daheim geschmeckt, und wäre er auch vom rarsten Stoffe gewesen, wie dieses köstliche, quellfrische, langentbehrte Naß, das er jetzt in sich hineinsog. Dann ließ er es glucksend in die bereitgehaltenen Flaschen laufen, erst in seine und dann in die seiner beiden Kameraden . . .

„Ja, auch der Andere war sein Kamerad, sein Mitmenschen, wenn er auch was Feineres war — oder gewesen war als er selbst —

Er brückte die Stöpsel in die vollgelaufenen Behälter und hebt sich sacht rückwärts.

Da knallt es drüben scharf auf . . . ein einziges Mal nur . . . und mit zerschmetterter Stirn stürzt der Bräde vornüber in das gurgelnde Wasser . . .

### Damenhüte.

Kein anderes Wort des ganzen Lexikons ist für ein Frauenohr mit einem ähnlichen Wohl laut erfüllt wie Dieses. Bedeutet es doch den Inbegriff von allem Reizenden, Kleidsamen, Phantastischen, die Umrahmung des Gesichtes, die Krönung der ganzen Persönlichkeit. Nicht umsonst hat ein feiner, moderner Frauenkenner gerade den Hut als Maßstab für die weibliche Opferwilligkeit genommen, wenn er sagt: Eine echte Frau ist fähig, für den geliebten Mann jedes Opfer zu bringen; sie kann für ihn hungern und dürsten, für ihn durch Feuer und Wasser gehen, aber sie kann eins für ihn nicht thun: einen vorjährigen Sommerhut unzerändert tragen!

Wollte sie es wirklich,ginge ihre Opferfreudigkeit selbst über diese Grenze hinaus, sie tönnte es in diesem Jahre nicht. Die Hüte, die uns die Sommerfaison bescheert, sind so eigenartig, so vollständig von allem schon Dagewesenen abweichend, daß man ihnen einstmals nur mit einer Empfindung gegenübersteht, der Verblüffung. Die ersten Pariser Modelle berühren mehr als Experimente einer etwas aus dem Gleichgewicht gekommenen

Modistinnenphantasie, denn als tragbare Kopfbedeckungen. Neben dem Bestreben, etwas „ganz Neues“, d. h. Ungeheuerliches zu bieten, mag bei der „Creation“ noch die Erwägung maßgebend gewesen sein, möglichst viel und möglichst kostbares Material zu verwenden, um den Preis für die neue Schöpfung zu enormer Höhe zu steigern, und um es zugleich unmöglich zu machen, vorjährige Reste zu verwenden.

Um einen „leitenden Gedanken“ in der Fülle dieser excentrischen Gebilde aufzufinden, bedarf es schon eines tieferen Studiums. Es stellt sich dann heraus, daß die Mode sich energisch gegen die niedlichen zierlichen Kapotten entscheidet, die wir im vorigen Jahre so lieb gewonnen hatten, die der Erscheinung der Frauen ein so reizvolles Gemisch von frauenhafter Würde und kokettem Chic verliehen. Diese kleinen Dinger sind total geadctet, und an ihre Stelle treten große runde Toques, mit reichigen Stoffrosetten und Blumentuffs garnirt, die wiederum wie Rosetten wirken. Sie müssen auf jeden Fall die vordere Partie des Gutes frei lassen, zu beiden Seiten des Gesichtes breit abstehen und sich hinten zu beiden Seiten des tiefen englischen Haarfnotens — nennen wir ihn kühn beim rechten Namen, das „Chignon“ — einbetten. Unter den hintern Rosetten tritt dann noch ein Kreppe- oder Spitzengefältel hervor, welches so tief herniedersfällt, daß es sich mit dem Stoff der Halskrause mischt.

Für die Farben dieser Rosettengarnitur giebt es nur eine Vorschrift: so bunt wie möglich. Farben, die man vor Kurzem nicht hätte in einem Athem nennen dürfen, ohne einen ästhetischen Schauer hervorzurufen, erscheinen jetzt nur als das Selbstverständliche: Violet mit Anilinroth, leuchtendes Blaugrünroth mit Caroinisin, Orange mit Hellblau und Hellgrün, das ist das Uebliche. Allerdings wird ein Ausgleich angestrebt durch die Untermischung mit schwarzen und gelblichen Spitzen, sowie durch reiche Zetaggrements, die in der Form von Casimir-Perier-Flügeln die politische Wandlung überdauert haben, ein Zeichen der Beständigkeit der Mode am unrechten Ort, denn es läßt sich nicht leugnen, diese Flügel, die in sechs oder acht Exemplaren sich über dem Hut ausbreiten, sind nichts weniger als schön.

Bei Weitem beängstigender aber als die Toques erscheinen die großen Hüte. Hier ist von keiner eigentlichen Form mehr die Rede. Willkürlich biegen und wellen sich die Krempen, und wo wirklich einmal eine solid und gerade auftritt, wird sie demassen mit allerlei Garniturmaterial bedeckt, daß alle Form verschwindet. Blumen in ganzen Büscheln, entweder in naturtreuer oder der Natur ganz entgegengesetzter Farbe, und breite, schwere Seidenbänder werden am meisten verwendet, letztere in einzelnen, dicht an einander gedrängten Schlangen, so daß sie wie eine Guirlande wirken, oder in Gestalt von ungeheueren Schleifen. Auch hier gilt als Gesetz, daß der Hut über der ganzen Breite des Gesichtes flach erscheint, und daß Schleifen und Blumen zweiseitig auf der Krempe angebracht sind und von dort in die Welt hinaus ragen. Feines Stroh gilt als weniger modern wie die groben Phantasie- und Waßgeschlechte, die oft aus verschiedenen, jedoch sanft in einander laufenden Farben bestehen, die hügelig aufgeworfen, zuweilen auch mit ganz feinem Kreppe bedeckt, wie mit Reis überzogen erscheinen.

„Gnädige Frau, dieser Hut kleidet Sie entzückend!“ — Die Modistin versichert es ebenso überzeugt und enthusiastisch wie in jedem Jahre zuvor, und jede Dame selbst ist ebensovorn bereit, sich überzeugen zu lassen. Leider belehrt dann der Spiegel vom Gegentheil. Diese Hüte sind nicht kleidsam, sie sind alles Andere als ein Rahmen, der das Gesicht vortheilhaft hebt. Gegen die enorme Größe wirkt das Gesicht unscheinbar, die Farbenorgane der Garnituren tödten den Teint, der Gedante, mit einem solchen Hut sich in das Straßengewühl der Großstadt zu begeben, oder gar einem kritischen Gatten damit unter die Augen zu treten, er scheint geradezu verwegen.

„Gaben Sie denn nichts Einfacheres, Fräulein?“ — O gewiß, aber auch das Einfachere ist noch so extravagant, daß man es mit einem Warnungszeichen versehen möchte. Sollte es in dem großen Puzgeschäfte nicht einen tragbaren Hut geben? Es scheint fast so. — — „Dieser Hut kleidet gnädige Frau wirklich vorzüglich. — Sie werden sich schon daran gewöhnen,“ tröstet die kleine Verkäuferin, die von dem vielen Probiren selbst ganz angegriffen aussieht, als sie endlich zum Ankauf eines verhältnißmäßig soliden Gebildes überredet hat.

Unsere Damen werden sich daran gewöhnen! Hoffentlich — aber welche Freude soll man an einer Mode empfinden, an der man sich erst mühselig „gewöhnen“ muß!



### Allerlei.

**Das Jahr 1900 kein Schaltjahr.** Nach dem Gregorianischen Kalender unterbleibt im letzten Jahre eines jeden Jahrhunderts die Einführung eines Schalttages, außer wenn die Zahl der nach Ablauf des Jahres verfloßenen Jahrhunderte durch 4 theilbar ist. So waren die Jahre 1700 und 1800 keine Schaltjahre, 1900 wird auch kein sein, wohl 2000, 2400, 2800 zc. Der Grund hierfür ist folgender: Das Sonnenjahr hat 365 Tage 6 Stunden minus 9 Minuten 10 Sekunden. Wird nun alle 4 Jahre ein Schalttag eingeschoben, so werden 36 Minuten und 40 Sekunden zu viel gerechnet, das sind in hundert Jahren (bei 25x4 Schalttagen) ca.  $\frac{1}{4}$  Tag zu viel. Diese Zeit muß also wieder in Abzug gebracht werden und das geschieht, wie gesagt, bei den vollen Jahrhunderten, deren Hunderter nicht durch 4 theilbar ist. Da nun so wiederum jedesmal  $\frac{1}{4}$  Tag zu viel abgezogen wird, so wird alle vier Jahrhunderte wieder ein Tag eingeschoben, um die Differenz auszugleichen.

**Von einer abergläubigen Jagd nach dem Glück** berichtet die „Königsberger Illg. Ztg.“: Die Fischerfrau M. aus B. hatte sich ins Land begeben, um Fische zu verkaufen. Es war schon Abend, als sie den Heimweg antrat, aber Angst vor einem etwaigen Verzerrn verspürte sie nicht; denn sie kannte ja jeden Weg und Steg, der nach Nepleßen durch den sogenannten „Hengst-Bruch“ führt. Außerdem war sie heute so recht mit sich zufrieden. Das Geschäft hatte guten Gewinn abgeworfen, das Wetter war herrlich, ihre Ausflüchten gestalteten sich von Tag zu Tag besser. So schritt sie denn, in freudigen Gedanken versunken, rüstig fürbaß. Pöglisch leuchtete rechts ab vom Wege ein Licht auf und verschwand dann wieder, um hüpfend über die Wiesenfläche dahin zu fladern. Neugierig blieb die Frau stehen und starrte auf die Lichterscheinung. Alte Geschichten, vom Großvater überliefert vom Brennen des Geldes, vom Bessprechen der Flammen, vom Graben des Schazes, tauchten in ihrem Gedächtniß auf. Bald war denn auch die resolute Frau, die selbst vor dem Teufel nicht Angst hätte, mit sich einig, die Gelegenheit, reich zu werden, nicht vorübergehen zu lassen. Sie bindet ihren Fischkorb mit dem Faden auf ihrem Rücken fest, und nun beginnt ein Haschen und Hasten nach dem sie durch unruhiges Hin- und Herpringen nedenden Lichte. Mit schnellem Fuße eilt das Weib über die moosigen Stellen des Bruches, aus denen zu ihr trübe Sumpfwasser emporsprigen, während von ihrem Angesichte Ströme des Schweißes zur Erde tropfen. Noch immer aber steht das Licht nicht still, und es muß nach Großvaters Erzählungen doch erst stille stehen, wenn man den Ort des Schazes finden will. Jetzt — endlich — was für ein Glück! — Doch da ist das Fröhlich auch schon verschwunden, und beim nächsten Schritt stürzt die Frau verzwweifelt aufschreiend in einen bis zum Rande mit Moder gefüllten Graben. Es gelingt ihr zwar, sich mit dem Aufgebot aller Kräfte auf den Grabenrand zu ziehen, dann sinkt sie aber ohnmächtig zusammen. Leuten, welche die Frau am andern Morgen fanden, gelang es wohl, die Vermisste wieder ins Leben zurückzurufen, aber sie hatte auf der Jagd nach dem Glücke das Geld, was sie für den Verkauf der Fische eingenommen, verloren und sich eine schwere Krankheit zugezogen, an der sie nun darniederliegt.

**Von den glücklichen Gewinnern des großen Looses** der kürzlich beendigten preußischen Lotterie, zumeist kleinen Leuten aus Berlin, weiß ein Berichterstatter allerlei zu erzählen. Ein Möbelpacker, der ein Beutel gespielt hat, hat fast die ganze Summe von 42 000 Mark sicher angelegt und geht nach wie vor seiner Arbeit nach. Dasselbe läßt sich von einem Postschaffner melden, der ein halbes Beutel spielte und 21 000 Mark erhielt. Seit er für seine Verhältnisse ein vermögender Mann geworden ist, hat er noch nicht eine Minute seines Dienstes versäumt und gedenkt dies auch ferner nicht zu thun, nur sieht er jetzt sehr ruhig und mit einem Gefühle behaglicher Zufriedenheit der Zeit entgegen, wo er sich wird pensioniren lassen müssen. Eine Wäscherin, die schon bei Jahren ist und ebenso wie der vorerwähnte Postschaffner im Osten der Stadt wohnt, hat „blos für 25 Pfennig“ gespielt und dafür immerhin 2100 Mark erhalten. Sie steht noch alle Tage am Waschtrog und will so dabei bleiben. „Das Geld“, so sagt die verständige Frau, „wird mir in meinen alten Tagen gut zu passe kommen.“ Im Norden Berlins wohnt ein Steintäger, dem die Glücksgöttin schon einmal einen Gewinn von 16 000 Mark in den Schooß warf. Er wurde von Stunde an Jongleur und ließ mit größter Geschwindigkeit die 16 000 Mark durch die Rehle rollen und mußte dann wieder zu seinem alten Gewerbe greifen, suchte seine verstaubten Selbpanzinen hervor und klapperte damit wieder rüstig die Leitern auf und nieder, bis ihm jetzt die Glücksgöttin wieder auf sein zehntel Loos 42 000 M. bescherte. Von dem Augenblick an, wo er die Glücksbotschaft erhielt, hat er seine „Mulle“ bei Seite gestellt und seinen Stein mehr angerührt. Doch seine Pantinen hat er vorzüglich aufgehoben und seine bisherigen Arbeitsgenossen behaupten, er hätte dabei gesagt: „Wer weß, ob man die Dinger nich noch mal gebrauchen kann!“ Recht unverstänbig aber hat ein Posthilfsbote bei einem Berliner Postamt gehandelt. Am Morgen nach dem Tage, an dem das große Loos gezogen wurde, kam er eine Stunde zu spät zum Dienst. Er mußte sich beim Vorsteher melden und erhielt einen Verweis, den er aber mit den Worten zurückwies: „Ach was, ich diene gar nicht mehr!“ Der Vorsteher bemerkte: „Das werden Sie sich wohl überlegen, denn Sie

wissen, daß Sie kurz vor der etatsmäßigen Anstellung stehen!“ Da lachte aber der Bote und rief: „Ich pfeife was auf den Dienst und die ganze Post. Ich bin jetzt ein reicher Mann, ich habe gestern 2100 Mark in der Lotterie gewonnen, ein Stück vom großen Loose.“ Jetzt wurde das Gesicht des Vorstehers sehr ernst, er entließ den Boten mit der Mahnung: „Sehen Sie sich vor, daß Sie das „große“ Loos nicht einst verwünschen!“

### Vom Büchertisch.

— **Eine Sommergeschichte.** Roman aus dem Schwedischen von Anne Charlotte Leffler. Preis gebettet 4 M., elegant gebunden 5 M. — (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) Von der vor einigen Jahren verstorbenen Verfasserin war bisher in Deutschland nur der Roman „Weiblichkeit und Erotik“ bekannt, der in ungewöhnlichem Maße die Aufmerksamkeit der deutschen Leserschaft erregte. Auch diesem neuen Roman dürfte, vermöge des darin behandelten Problems, voraussichtlich das gleiche Interesse beschieden sein. Die Helbin, Ulla Rosenbane, eine künstlerisch hervorragend begabte, selbstständige Natur, hat sich in Rom bereits einen Namen als Malerin erworben, als sie Rolf Falk, den Vorsteher einer norwegischen Volkshochschule kennen lernt, und sich mit ihm, wenn auch mit innerem Widerstreben, vermählt. Ihre freigeistigen Anschauungen bringen sie aber fortgesetzt mit ihrem Gatten und ihrer Umgebung in Konflikte, so daß schließlich ihre Sehnsucht nach freier, ungehemmter, künstlerischer Thätigkeit siegt und sie nach Rom zurückkehrt. Der Roman schließt mit einer Perspektive in eine Zukunft, in der Mann und Weib gleichberechtigt, ohne sich gegenseitig einzuzengen, neben einander wirken. — „Eine Sommergeschichte“ ist also eine neue Variation über das oft behandelte Thema des Rechtes der Frau, ihrer Natur gemäß sich auszuleben und die in ihr schlummernden Kräfte und Talente frei zu entfalten. Anne Charlotte Leffler erweist sich auch in diesem Werk als echte Dichterin voll Farbe und Feuer, die den Leser, auch wenn er, wie wir, mit den Ansichten der Verfasserin nicht übereinstimmt, anregt und interessiert.

— Zum 25jährigen Jubiläum des großen Krieges, also zur rechten Stunde, erscheint das allbekannte, allbeliebte Werk **Georg Hiltl, der französische Krieg von 1870—71** in einer neu bearbeiteten, teilweise neu illustrierten **Jubiläum-Ausgabe**. Unter den zahlreichen Werken über den glorreichen Feldzug nimmt das Hiltl'sche Buch (Verlag von **Belhagen und Klasing** in Leipzig) eine eigenartige Stellung ein; der Verfasser hat es wie kein zweiter verstanden, in einer im besten Sinne volkstümlichen Darstellung ein Bild des gewaltigen Ningses zu geben, in dem neben den großen taktischen Handlungen und neben den patriotischen Tügen auch die nationalen Stimmungen und Strömungen der beiden feindlichen Völker zur Geltung kommen. Mit sicherem Blick mußte Hiltl das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden, die interessantesten Momente herauszulegen; seine lebendige, stets anregende Art zu schildern und das warmherzige patriotische Empfinden, die hochgestimmte Begeisterung für seinen Vorwurf, die das Große wie das Kleine mit gleicher Liebe umspannt, verleihen dem Buche einen besonderen Reiz. Zeichnete sich hinsichtlich der Illustration das Hiltl'sche Buch schon bisher durch Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit besonders aus, so sind wir bemüht gewesen, für die vorliegende Jubiläum-Ausgabe den bildlichen Teil noch wesentlich zu erweitern und umzugestalten, indem wir eine große Anzahl von hervorragenden historischen Gemälden und ausgezeichneten Porträts der letzten Jahrzehnte, welche ihrer künstlerischen Bedeutung nach unbedingt einen Platz in einem Werke, wie dem vorliegenden finden mußten, für die neue Auflage erwarben. So soll das Hiltl'sche Buch in der festlich geschmückten Jubiläum-Ausgabe den Mühsämpfern unserer großen Siege ein unerschöpflicher Brunnen zur Erneuerung der stolzen Erinnerungen an die Tage 70—71, der jüngeren Generation aber eine Fundgrube sein, aus der sie nicht nur positives Wissen schöpfen kann, aus der sie auch an den Thaten einer gewaltigen Zeit erhebende Vorbilder echter Mannestugenden, aufopfernder Vaterlandsliebe, hingebender Disziplin und kühnen Wagemuthes immer aufs neue vor sich aufsteigen lassen soll. Gerade unsere Zeit bedarf solcher Bücher, aus denen nicht nur der fehl wägende Verstand, aus denen auch ein patriotisch empfindendes Herz spricht. Eine Kriegsgeschichte von 1870/71, die sich an weite Kreise wendet, an unser ganzes Volk, soll nicht allein belehren, sie soll auch fortföhren — sie soll uns zeigen, wie die Väter waren, auf daß wir streben, es ihnen gleich zu thun! — Hiltl, der französische Krieg, wird in 25 Lieferungen zu 50 Pfennig erscheinen. Das vollständige Werk soll bis Herbst dieses Jahres vorliegen. Mit Ausgabe der letzten Lieferung wird den Abonnenten eine geschmackvolle Einbanddecke zu einem mäßigen Preise zur Verfügung gestellt werden.

— **Mode.** Der vorgeschrittenen Jahreszeit entsprechend sorgen die Fachkreise dafür, daß die voluminösen Röcke und Mermel durch das Gewicht des Stoffes nicht lästig fallen. Da nun gute Seide recht kostspielig und geringere unpraktisch ist, werden neuartige, machbare Gewebe empfohlen, die bei aller Leichtigkeit steif genug sind, um die breiten Formen der Roben zu bewahren. Am praktischsten erscheinen uns Piqué royal, Serbia-Batiste, Waschmoirair und Cathemir-Batiste, die in originellen Mustern hergesteltt werden. Zu diesen Wäschstoffen passende reizende Kleider- und Bloufennmodelle veröffentlicht die „Wiener Mode“ in ihrem eben erschienenen Heft Nr. 16. Dieses Heft zeichnet sich besonders durch vornehme Illustrationen und eine farbige Modebeilage aus.

Frankfurter Redakteur: Dr. W. Gebensleben. — Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.